

## Sabine Lueken Zaun ohne Zwischenraum

Warum der »Denkort Gestapogelände« in Berlin immer noch hinter Bauzäunen verborgen ist.

Parkinsons Gesetz besagt: Eine Institution beginnt abzusterben, sobald sie den Zustand der Improvisation verläßt und ihr neues Haus bezieht. Im Falle der ehemaligen Gestapo-Zentrale direkt gegenüber dem Berliner Abgeordnetenhaus kann die interessierte Öffentlichkeit nun seit über zehn Jahren studieren, wie eine anarchische Mischung aus Inkompetenz und Berliner Bausumpf das Kunststück fertigbringt, eine hochgelobte und notwendige Erinnerungsstätte auch schon ohne neues Haus zu blockieren und damit zur Wirkungslosigkeit zu verurteilen.

Die Weisung an den Fahrer: »Prinz-Albrecht-Straße acht!« ließ zwölf Jahre lang den unschuldig Verhafteten das Blut stocken. Aus den weiß gekachelten Zellen in den Kellern, dem »Hausgefängnis«, gab es nur zwei Auswege: Friedhof oder Sondergericht und Konzentrationslager. Hier wurde von den politisch gesäuberten vormaligen Kripobeamteten der Weimarer Republik nicht mehr »ermittelt«, sondern von denselben Beamten, mittlerweile in SS-Dienststränge aufgestiegen, mit Prügelorgien und Wasserfolter solange »verhört«, bis das Opfer zusammenbrach. Wenige Ausnahmen sind bekannt – ein Mitglied der Roten Kapelle etwa griff sich in einem günstigen Moment seinen Verhörer und stürzte sich mit ihm durch die großen Atelierfenster der einstigen Kunstgewerbeschule in den gemeinsamen Tod.

Harro Schulze-Boysen, der in Sichtweite gegenüber auf der anderen Straßenseite im Vorzimmer Görings und mit dessen Unterschriften alle geheimen Informationen anforderte, die Stalin haben wollte, soll beim Verhör als einer der wenigen nicht die Contenance verloren haben (»Ihnen wird ihr dreckiges Grinsen auch noch vergehen!« – »Nicht solange ich Sie sehe, Herr Kommissar!«). Für Harro und Libertas Schulze-Boysen gibt es eine winzige Gedenknische in der Mauer gegenüber, und man kann die Bundesbeamten ganz schön nerven, wenn man sich das Gedenkzimmerchen im Finanzministerium aufschließen läßt.

Spurlos verschwunden ist das Gebäude Prinz-Albrecht-Straße Nr. 9, die Zentrale der SS und Himmlers Amtssitz; selbst Fotos von diesem ersten »Hotel Vier Jahreszeiten« sind schwer zu finden, man fühlt sich an den jüdischen Fluch erinnert: Nicht gedacht soll seiner werden! Nicht alle Mordbüros lagen auf diesem Gelände, man denke an die Tiergartenstraße 4 (»Euthanasie«-Aktion T4) und das Büro IV B 4 in der Kurfürstenstraße 116, wo in einem ehemaligen Logenhaus Eichmanns Dienststelle war. Mit nur 16 Planstellen organisierte er hier die Transporte von Millionen europäischer Juden ins Gas. Heute ist das Grundstück bis in den letzten Winkel meterdick zubetoniert, der Turm des Hotels Sylt dort sieht so trostlos aus, als würde hier gelegentlich ein einsamer Hotelgast aus dem Fenster springen.

Wand an Wand neben dem Gestapohaus, in Richtung Anhalter Bahnhof, befand sich auf einem Gartengrundstück das »Prinz-Albrecht-Palais«, ein prächtiges Barockschlößchen mit Springbrunnen, Blumenrabatten und einer pariserisch wirkenden Kolonnade als Straßenabschluß, erbaut um 1737 für einen französischen Seidenhändler, Baron Vernezobre de Laurieux. Prinz Heinrich Albrecht, ein preußischer Königssohn, erwarb es hundert Jahre später, ließ den Modearchitekten Schinkel Reitställe anbauen und eine Eisbahn für die Damen der Residenz, Lenné den Barockgarten zu einem romantischen Landschaftsgarten umgestalten. Diese exotische Remise war hundert Jahre später genau das Richtige für Himmlers graue Eminenz und eleganten *womenizer* Reinhard Heydrich, er errichtete 1934 dort die Zentrale des SD. Der ganze Gebäudekomplex bildete ab Kriegsbeginn 1939 die Zentrale des Reichssicherheitshauptamtes der SS. Noch vor einigen Jahren äußerte der Berliner Bürgermeister Diepgen, er könne sich gut vorstellen, dieses architektonische Kleinod getreu wieder aufzubauen.

Walter Momper, auch mal Berliner Bürgermeister und gelernter Historiker, gab kürzlich den Schirmherrn eines Symposiums zum traurigen Jubiläum der Ausgrabungen der »Topographie des Terrors« vor 20 Jahren. Er kam von einem Spargelessen des Journalistenverbandes, »deswegen etwas zu spät«. Die angekündigte Kulturstaatsministerin Christina Weiss kam gar nicht, der Berliner Senator für Stadtentwicklung, Strieder, schickte nur seinen Senatsbaudirektor »Poller-Hans« Stimmann. 20 Jahre Bemühungen um das Gelände, das von vielen als einer der wichtigsten Erinnerungsorte deutscher Geschichte angesehen wird: »Fast eine Art Klassentreffen« nannte es Andreas Nachama, der Geschäftsführer der »Topographie«-Stiftung, denn viele der Anwesenden sitzen seit 20 Jahren zusammen in Ausschüssen und Bürgerinitiativen.

Die Bemühungen dauern nun schon so lange, daß man sie selbst bereits in verschiedene Phasen des Umgangs mit der deutschen Vergangenheit periodisieren kann. Zunächst die Verdrängung, dann die Wahrnehmung des Geländes als »Opferort« – anfangs noch verharmlosend »Prinz-Albrecht-Gelände« genannt – mit dem »Hausgefängnis« der Gestapo, dann – seit Beginn der neunziger Jahre – zunehmend als »Täterort«: Von diesem Zentrum aus verbreiteten SS-Führung, Gestapo und Reichssicherheitshauptamt (RSHA) europaweit Völkermord und Terror.

Bis Ende der siebziger Jahre war das gesamte Gelände in einer Abseitslage, verstärkt seit dem Mauerbau. Es war eine Brache: Berge von Abrißschutt, Sandpisten zum »Fahren ohne Führerschein«, Werbung für »Dreamboys Lachbühne« des Autodrom-Betreibers und Travestiekünstlers »Straps-Harry« befanden sich hier. Alte Autos, alte Reifen, spontan wuchernde Robinien, aufgewühlte Erde; schließlich Planungsreserve für den Autobahnbau. Ein »Spiegelbild des gesellschaftlichen Verdrängens von Geschichte«, wie Stefanie Endlich in einem Wegweiser zum »Lernen und Gedenken an historischen Orten« schrieb.

Einzelpersonen, Verfolgtenverbände und Bürgerinitiativen lenkten – im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der Ruine des Kunstgewerbemuseums zum Ausstellungshaus »Martin-Gropius-Bau« – die Aufmerksamkeit auf das Gelände und forderten hier ein Denkmal für die Opfer der NS-Gewaltherrschaft. Der erste Gestaltungswettbewerb 1983/84 scheiterte, und man beschloß eine »provisorische Herrichtung« des Geländes: Stabile Holzdächer wurden errichtet, eine Aussichtsfläche angelegt, Fotos und Aktenstücke ausgestellt. Grabungen legten Spuren der zerbombten und abgerissenen Gebäude frei: Keller- und Fundamentreste sowie Spuren der Zellengefängnisse. Eine Dokumentationsausstellung in einer provisorischen Halle und Informationstafeln erschlossen den Besuchern den Zugang. Diese Form entsprach dem Ort und fand große öffentliche Zustimmung.

Das Provisorium war zunächst nur für ein halbes Jahr gedacht; eine Fachkommission empfahl, auch weiterhin auf eine künstlerische Überformung zu verzichten und kein monumentales Denkmal, wie zuerst geplant, zu errichten. Statt dessen sollte der provisorische Charakter des Ortes erhalten bleiben. Der Stand der Dinge: Es soll ein Gebäude als Dokumentations- und Besucherzentrums entstehen, und ansonsten »der Boden sprechen«, wie der Schweizer Architekt Peter Zumthor, der Sieger des zweiten Bauwettbewerbs, sagt.

Nun ist das Geld ausgegangen: Die Robinien haben sich bereits wieder der drei fertiggestellten Treppenhäuser des begonnenen Baus bemächtigt, die Fundamente sich mit Wasser gefüllt. Die jährlich circa 250 000 Besucher streifen über das Gelände und versuchen erfolglos, in den wilden Erdschichten die Rudimente der Folterkeller zu erkennen.

Aber: »Alles ist inzwischen denkbar, vielleicht sogar der Fortgang des Bauvorhabens«, sagt hoffnungsvoll Nachama. Fakt ist, daß niemand weiß, ob und wann der Entwurf Zumthors realisiert werden wird. Eine Baufirma ist darüber bereits pleitegegangen. Und es gibt keine, die den anspruchsvollen Bau zur festgelegten Bausumme realisieren möchte. Der Betrag von nunmehr 39 Millionen Euro ist gedeckelt und soll nicht mehr erhöht werden. »Gegen seine Ehre« ginge es Bausenator Strieder, wenn er beim Bund um eine Erhöhung betteln müßte. Allerdings ging es nicht gegen seine Ehre, z. B. für das fehlgeplante Tempodrom – auch so ein Bau Marke »Parkinsons Gesetz« – zusätzliche Mittel lockerzumachen. Oder für den Neubau der Akademie der Künste am Pariser Platz, oder das Abgeordnetenhaus. Die inzwischen offen eingestandene Usance der Berliner Baupolitik, Kosten zu niedrig anzusetzen, damit die Projekte schnell genehmigt werden, und dann in einem Nachtragshaushalt die fehlenden Summen zu bewilligen, soll hier offenbar an einem Exempel gegeißelt werden.

Der Baustillstand geht jetzt ins fünfte Jahr, der historische Ort ist hinter einem Bauzaun versteckt und unkenntlich geworden. Der Erinnerungsort erinnert nicht an die NS-Zeit, sondern vor allem an Probleme der Gegenwart. »Zehn Jahre warten und dann eine Billigversion akzeptieren«, das

kann sich Reinhard Rürup, Kopf der Stiftung, nicht vorstellen. Denn die beiden anderen Projekte der vermeintlichen Trias – Holocaust-Denkmal und Jüdisches Museum – stammen von bedeutenden Architekten. »Man könnte daraus den Schluß ziehen, man wolle sich vor dem Umgang mit der Tätergeschichte drücken.«

Ausgerechnet die Stätte, bei der es um die Dokumentation deutscher Verbrechen geht, wird nicht fertig gebaut. Inzwischen hat der Architekt sich bereit erklärt, sein Projekt zu überarbeiten, damit es mit der bewilligten Bausumme realisiert werden kann. Die teuren »Knoten«, die die filigranen Betonsäulen des »schwebenden« Baus miteinander verbinden, sollen von 17.000 auf 6.000 reduziert werden, die Doppeldecke eine einfache Decke werden. So ließe sich ein technologisch einfacherer, aber ästhetisch gleichwertiger Bau realisieren.

Aber niemand weiß, ob man sich auf diese Pläne verlassen kann, ob es zu einer Wiederaufnahme der Bauarbeiten kommen und ob das Geld dann reichen wird. Diese bürokratischen Gedankenspiele sind allerdings nicht für alle wichtig, die das Projekt befürworten. Eine ZuhörerIn aus dem Auditorium zitierte zum Abschluß Christian Morgenstern:

*Es war einmal ein Lattenzaun,  
mit Zwischenraum, hindurchzuschauen.  
Ein Architekt, der dieses sah,  
stand eines Abends plötzlich da –  
und nahm den Zwischenraum heraus  
und baute draus ein großes Haus.  
Der Zaun indessen stand ganz dumm,  
mit Latten ohne was herum.  
Ein Anblick gräßlich und gemein.  
Drum zog ihn der Senat auch ein.  
Der Architekt jedoch entfloh  
nach Afri – od Ameriko.*

---

Sabine Lueken schrieb in KONKRET 4/03 über Wissenschaft im Nationalsozialismus